

Geschlechterbilder im Wissenschaftsspiel: genutzte Chancen versus verlorene Selbstachtung

Schmerl, Christiane

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmerl, C. (1997). Geschlechterbilder im Wissenschaftsspiel: genutzte Chancen versus verlorene Selbstachtung. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 21(3/4), 77-86. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19653>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Geschlechterbilder im Wissenschaftsspiel:

Genutzte Chancen versus verlorene Selbstachtung

Nach über 100 Jahren Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium in den europäischen Ländern bleiben wir mit der leidigen Frage konfrontiert: warum gibt es konstant so wenig Frauen im Lehr- und Forschungsbetrieb der Hochschulen? Warum stagnieren die Prozentsätze für Frauen auf der mittleren Ebene bei 15%, auf der höheren Ebene bei maximal 5%, und das angesichts von durchschnittlichen Studentinnenzahlen von über 50%? 30 Jahre zweite Frauenbewegung und feministische Kritik an Wissenschaftsinhalten und Wissenschaftsstrukturen haben eine Menge Erkenntnisse zutage gefördert, die sich um die Aufklärung dieser Frage bemühen. Die bisherigen Antworten sind nicht monokausal, sondern umfassen ein ganzes Bündel an zusammenwirkenden Gründen, und zwar sowohl auf der Seite der 85% – 95% Männer, als auch auf Seiten der Frauen. Viele davon sind durch empirische Forschungen gut belegt und uns allen bekannt; ich benenne aus Gründen des Aufwärmens nur einige zentrale: Für die Seite der Männer werden nach wie vor harte und weiche Diskriminierungstechniken genannt, die auf Macht-, Status- und zahlenmäßigen Vorteilen beruhen, sowie auf Gewohnheit, Konkurrenzängsten und Vorurteilen. Letztere reproduzieren sich mittels Strukturen, die auf männliche Lebensführung, männliche Psyche und männliche Kommunikationsnetze zugeschnitten sind. Auf weiblicher Seite werden fehlende Vorbilder, fehlende Förderung, mangelnde Netzwerke und eine Unvereinbarkeit der Prioritäten weiblicher Lebensführung (Kinder, Ehe, Haushalt, Zwischenmenschliches) mit den harten Anforderungen des Wissenschaftsbetriebs genannt. So weit, so schlecht.

30 Jahre zweite Frauenbewegung und eine fast ebenso lange Zeit feministischer Auseinandersetzung mit Wissenschaft und ihren internen Spielregeln haben aber auch einen berechtigten Überdruß hervorgebracht, sich mit immer denselben stagnierenden Zahlen und Ar-

gumenten abzugeben. Viele feministische Wissenschaftlerinnen der zweiten und inzwischen dritten Generation wenden sich daher anderen Fragen zu, z.B.: Wie reproduzieren die an den Universitäten arbeitenden Wissenschaftlerinnen selbst das von ihnen kritisierte System? Wie gehen sie selbst mit Macht und Status um? Wie erhalten sie die Strukturen zwischen den Geschlechtern durch eigenes Zutun? Wie funktionieren auch auf Frauenseite Mechanismen von Ausgrenzung, von Inszenierung von Differenzen? Ich empfinde diese neuen und zusätzlichen Perspektiven als notwendig und vielversprechend. Nur wenn sich die an den Universitäten arbeitenden Frauen auch mit Fragen ihres eigenen Rollen- und Arbeitsverständnisses auseinandersetzen, werden sie in ihrem eigenen Feld entwicklungsfähig bleiben. Wenn ich mich in meinem heutigen Beitrag diesem neuen Forschungsfeld *nicht* zuwende, dann nicht aus Gründen mangelnder Wertschätzung. Im Gegenteil. Ich möchte lediglich zeigen, daß wir Erkenntnisse für beide Richtungen brauchen, und daß wir wegen der noch immer so einseitigen Macht- und Zahlenverhältnisse zwischen Männern und Frauen an unseren Forschungs- und Ausbildungsstätten die erste grundlegende Kritik- und Analyseebene noch nicht vernachlässigen können. Ich werde also im folgenden weiter dem anhaltend lästigen 'Warum so wenig Frauen?' nachgehen.

Wie gesagt, wissen wir heute von einem ganzen Bündel von Ursachen, die sich gegenseitig stützen und verstärken. Ich möchte aus diesem Bündel zwei Faktoren einer genaueren Betrachtung zuführen, und zwar aus Gründen der Symmetrie je einen Mechanismus auf Männerseite und einen auf Frauenseite. Beginnen wir mit dem Blick auf das Verhalten einiger sehr berühmter Männer.

1. Die patriarchale Versuchung

Es gibt eine zunehmende Zahl von gut recherchierten Fällen in der jüngsten Wissenschaftsgeschichte, wo die wissenschaftlichen Leistungen einer Frau dem Konto und dem Genie eines männlichen Kollegen gutgeschrieben werden. Dies passiert durch bestimmte, für den männlichen Wissenschaftler günstige Umstände, die dieser aktiv für seine Karriere nutzt.

Ich beginne mit dem relativ bekannten Fall der Entdeckung der molekularen Struktur der DNS durch James Watson und Francis

Crick auf der Grundlage der röntgenkristallographischen Aufnahmen von Rosalind Franklin (1920-1958) im Jahr 1953. Watson hat seine Version der Geschichte in seinem seit 1968 immer wieder aufgelegten Buch 'Die Doppel-Helix' beschrieben. Ich habe Watson's Selbstinszenierungstechniken an anderer Stelle analysiert und beschränke mich hier auf das Skelett der Geschichte. In diesem Buch gibt er zu, daß er von einem mit Rosalind Franklin verkrachten Kollegen Kopien von Franklin's Röntgenbildern erhält, die dieser heimlich gemacht hat. Diesen Bildern entnimmt er die entscheidenden Hinweise, um endlich die richtige chemische Struktur der Eiweiß-Molekülketten der DNS im Modell-Bau zu erstellen. Er und seine Kollegen erhalten 1962 dafür den Nobelpreis in Chemie; Rosalind Franklin stirbt schon 1958 mit 37 Jahren, ohne bis zu ihrem Tod gewußt zu haben, daß ihre Bilder und ihre exakten Messungen Grundlage für Watson's wissenschaftlichen Erfolg waren. Watson rechtfertigt seine Handlungen damit, daß a) Franklin mit ihren eigenen Aufnahmen der DNS nicht das richtige anzufangen gewußt habe, b) daß sie von Anfang an *gegen* eine mögliche Spiralforn (Helix) der Molekülkette voreingenommen gewesen sei und c) sei sie überdies unkooperativ, aggressiv und zu wenig hübsch gewesen.

Die mit Franklin befreundete Schriftstellerin Anne Sayre und Franklin's ehemaliger Assistent Aaron Klug haben in jahrelangen Recherchen ein anderes Bild von Franklin und ihrer Arbeit zusammengetragen, das Watson in allen wesentlichen Punkten der Lüge überführt. Trotzdem wird bis heute in Lexika und Lehrbüchern Watson als Entdecker der DNS genannt, Franklin nicht oder nur als Zuarbeiten liefernde Assistentin erwähnt.

Die österreichische Physikerin Lise Meitner (1878 – 1968), Kollegin und enge Mitarbeiterin Otto Hahns, des bis heute gefeierten Entdeckers der Kernspaltung, wurde 1933 als Jüdin aus dem Berliner Forschungsinstitut Hahns entfernt und mußte unter Lebensgefahr nach Schweden emigrieren, wo sie keine vergleichbaren Arbeitsmöglichkeiten mehr erhielt. 1938 fand sie auf Hahns schriftliche Anfrage hin die richtige Interpretation seiner für ihn selbst unerklärlichen Forschungsergebnisse, nämlich die der Zertrümmerung des Atomkerns. Nach dem Ende der Naziherrschaft bekam Hahn 1946 den Nobelpreis für das Gesamt seiner wissenschaftlichen Arbeit verliehen, an denen bei vielen entscheidenden Experimenten eindeutig Meitner

die geistige Urheberschaft besaß. Hahn hat es nie für nötig gehalten, auf diese Tatsachen hinzuweisen und folgerichtig sah die wissenschaftliche Öffentlichkeit in Meitner bis vor kurzem nur die Mitarbeiterin Hahns.

Mileva Einstein-Maric (1875-1947), Mathematikerin, Serbin und erste Frau Albert Einsteins, ermöglichte wesentliche Teile seiner Arbeiten zur Relativitätstheorie erst dadurch, daß sie die dafür nötigen mathematischen Berechnungen anstellte – Einstein war kein Mathematiker. Nachdem Einstein sich von ihr und den gemeinsamen Kindern getrennt hatte, wiederverheiratet war und den Nobelpreis bekam, fühlte auch er sich nicht mehr verpflichtet, diese Tatsache bekannt zu machen.

Clara Immerwahr (1870-1915), promovierte Chemikerin und Frau des Nobelpreisträgers Fritz Haber, verfolgte entsetzt die auf der Entwicklung von chemischen Kampfgasen aufbauende Karriere ihres Mannes im ersten Weltkrieg. Sie büßte ihre Ambitionen, weiterhin wissenschaftlich zu arbeiten und Chemie als humane Wissenschaft zu betreiben, nicht nur durch die damals von Professorengattinnen erwarteten Haushalts- und Repräsentationspflichten ein, sondern zusätzlich durch die wissenschaftliche und politische Kaltstellung seitens ihres Mannes. Obwohl sie seine Lehrbücher mitverfaßte, durfte sie sein Labor nicht mehr betreten und wurde von ihm aufgrund ihrer pazifistischen Position zunehmend als politisch unzuverlässig und naiv kritisiert. Sie bekam als Chemikerin den Einsatz der von ihrem ehrgeizigen Mann vorangetriebenen Massenvernichtungstechnologie im ersten Weltkrieg genauestens mit. Als sie seine Arbeiten und den Einsatz des Chlorgases an Tieren und Menschen trotz intensiver Bemühungen nicht verhindern kann und sie von ihm als Vaterlandsverräterin bezeichnet wird, schreibt sie Briefe und Stellungnahmen an einflußreiche Personen und öffentliche Institutionen und setzt ein verzweifertes letztes Signal: sie erschießt sich. Alle von ihr hinterlassenen Schreiben wurden komplett vernichtet; ihre Protest-Tat als der Suizid einer erblich vorbelasteten Geisteskranken dargestellt.

Worin liegen die gemeinsamen, hier interessierenden Strukturen solcher und ähnlicher Geschichten von Wissenschaftlerinnen, ihren Ambitionen und Leistungen? Daß diese Frauen auf dem Höhepunkt ihrer wissenschaftlichen Karrieren um die Anerkennung ihrer außergewöhnlichen Leistungen gebracht wurden (Franklin, Meitner), bzw.

nach dem erfolgreichen und vielversprechenden Start ihrer wissenschaftlichen Arbeit durch die Ehefrau-plus-Kinder-Falle aus der Wissenschaft wie aus dem öffentlichen Bewußtsein entfernt wurden (Marric, Immerwahr), hat nichts mit mangelnden Leistungswillen oder fehlenden Ambitionen zu tun. Die hatten sie längst unter Beweis gestellt. Nicht ihre Rolle als Opfer ist hier interessant, sondern die günstige, unwiderstehliche Konstellation für den Täter. Die Tatsache der *Entfernung* der Frau – physisch oder räumlich – nicht ihre *Opferhaltung* – bietet dem männlichen Wissenschaftler unverhoffte Vorteile. Diese nicht für sich zu verbuchen oder womöglich fair zu teilen kommt ihm angesichts einer (Ehe-)Frau überhaupt nicht in den Sinn – ich möchte präzisieren: angesichts *seines Bildes* von Frauen, nämlich des kulturell dominanten Frauenbildes als Gehilfin und Assistentin.

Die hier beschriebenen Männer haben nicht das geringste Unrechtsbewußtsein, das sie gegenüber einem männlichen Kollegen hätten, schon weil die Rolle des subalternen Gehilfen, des klaglos sich Opfernden nicht zu einem wissenschaftlich ebenbürtigen Wesen männlichen Geschlechts paßt. Im Falle Watsons, der Franklin von vornherein nur als Assistentin wahrnimmt und titulierte – die sie definitiv nicht war – ist bezeichnend, daß er sich zusätzlich genötigt fühlt, zur Rechtfertigung seines Verhaltens ein *neues* und äußerst negatives *Bild* von Rosalind Franklin zu publizieren: sie ist nicht nur die renitente Assistentin, die ihrem Meister die geschuldeten Hilfsarbeiten verweigert, sondern in seinen Augen auch verbohrt, aggressiv und unattraktiv. Ihr wird posthum – wie auch Clara Immerwahr – auch noch ihre Persönlichkeit geraubt: die eine wird als fanatische Männerhasserin denunziert, die andere als geistig umnachtet etikettiert.

Diese dramatisch und auch tragisch zugespitzten Fälle zeigen ein allgemeineres, sonst eher hintergründig wirkendes Prinzip in Reinkultur: das Frauenbild einer männlich strukturierten (Wissenschafts-)Kultur, die gleiche Förderung als auch gleiche Anstandsregeln gegenüber geistigem Eigentum für Frauen außer Kraft gesetzt sieht und dies als 'natürlich' und keineswegs als unfair empfindet. Dieses Frauenbild läßt sich als rechtfertigender und antreibender Mechanismus dingfest machen, auf den Frauen gefaßt sein sollten und über den Männer aufgeklärt werden sollten.

2. Das verlorene Selbstbild

Ich möchte symmetrisch den zweiten Blick auf die Seite der Frauen werfen, d.h. auf ihre Gründe, im Wissenschaftsspiel scheinbar nicht das gleiche Maß an Zielstrebigkeit und Durchhaltevermögen aufzubringen wie die Männer. Ich möchte verdeutlichen, daß es keineswegs die für uns alle so naheliegenden weiblichen Eigenschaften sein müssen wie Bescheidenheit, Mangel an Ehrgeiz und Energie, die qua weiblicher Natur oder weiblicher Sozialisation schnell als einleuchtende Erklärungen akzeptiert werden.

Da es schwierig bis unmöglich ist, jene Frauen repräsentativ zu befragen, die als Studentinnen oder als Wissenschaftlerinnen der Universität den Rücken kehren, möchte ich stellvertretend den Blick auf zwei Arten von Fallbeispielen werfen, die zum einen aus den Analysen meiner Kollegin Ruth Großmaß aus der Beratungsstelle für Studierende unserer Universität stammen und zum anderen aus Interviews meiner eigenen Forschungsarbeiten aus den 80er Jahren an Wissenschaftlerinnen aus Nordrhein-Westfalen, unter denen auch frisch 'ausgestiegene' Frauen waren.

Das erste – studentische – Fallbeispiel steht stellvertretend für viele jener Beratungsfälle, wo Studentinnen bereits erfolgreich das Grundstudium absolviert haben, den Universitätsbetrieb mit Leistungsnachweisen und Prüfungen schon gut kennen und plötzlich mit Arbeitsstörungen und Selbstzweifeln konfrontiert werden. Sie suchen deshalb die Beratungsstelle auf, weil sie das Studium glauben abbrechen zu müssen.

Die Studentin Petra hat ihr Grundstudium zügig durchlaufen und steht am Anfang ihrer Magisterarbeit. Plötzlich scheint alles schief zu gehen: Krankheiten, Beziehungsprobleme, Arbeitsschwierigkeiten und panikartige Angstanfälle beim Betreten der Uni. Nach längeren Beratungsgesprächen bekommt sie ihre Arbeitsstörungen in den Griff, aber die panischen Angstzustände bleiben. Offensichtlich konzentrieren sie sich auf die zentrale Uni-Halle. Die weiteren Analysen ergeben, daß Petra lange Zeit anonyme Anrufe erhalten hat, in denen eine Männerstimme sie zum Telefonsex aufforderte. Die Stimme beschreibt ihr immer wieder, wie sie durch die Uni-Halle geht und beobachtet wird, welche Kleidung sie trägt, usw. Petra ist mehrfach panisch aus der Uni gerannt und konnte tagelang nicht ans Telefon

gehen. Schließlich ist sie krank geworden. Petra ist es nicht nur peinlich, über diese Begebenheit zu sprechen; sie hatte sie längst vergessen und nicht mit ihren Problemen in Verbindung gebracht. Sie ist auch verlegen, weil sie findet, daß eine emanzipierte Frau mit solchen Dingen allein fertig werden müßte. Ruth Großmaß resümiert die psychischen Auswirkungen von Petras Erfahrungen:

»Petra ist massiven sexuellen Belästigungen ausgesetzt, die ... mit ihrem Gesehenwerden in der Uni-Halle, dem wichtigsten öffentlichen Ort der Hochschule verknüpft sind. Diese Belästigungen mittels Telefon haben durchaus bedrohlichen Charakter. Der Mann kennt ihre Telefonnummer und kann durch Beschreibung ihrer Kleidung deutlich machen, daß er präsent ist, wenn sie durch die Halle geht. Petra muß sich bei jedem Weg durch die Halle seiner möglichen Präsenz bewußt sein, sich seinem sie entblößenden Blick ausgesetzt fühlen. Massivere Übergriffe sind möglich.

Diese Bedrohung erfolgt zu einem Zeitpunkt, an dem Petra schwierige (auf ihre Arbeit bezogene) Entscheidungen treffen muß, die mit ihren Chancen an der Uni zu tun haben ... Die massive Irritation, die sie erlebt, bezieht sich genau auf ihre Anwesenheit im öffentlichen akademischen Raum. Ihre Reaktion heißt: Verlassen des Ortes, zunächst im unmittelbar räumlichen Sinne, dann in der – eher unbewußten – Verarbeitung dieser Erlebnisse auch psychisch und sozial. ... Petra vermeidet den entblößenden Blick des obszönen Anrufers und ist damit aus der akademischen Öffentlichkeit verbannt« (Großmaß, 1995, S. 17 ff.).

Das zweite Beispiel betrifft eine ehemalige Kollegin, die als promovierte Assistentin aus ihrer Fakultät gerade freiwillig ausgeschieden war, obwohl sie eine Reihe anerkannter Veröffentlichungen vorzuweisen hatte und eigentlich ihre Habilitation geplant hatte. Angesichts der Vorstellung aber, bei einer Betreuung/Begutachtung dieser größeren Arbeit wiederum mit jenem einzigen Fachvertreter und zuständigen Professor konfrontiert zu sein, der schon bei ihrer Dissertation sexuelle Avancen mit seinem gutachterlichen Wohlverhalten verknüpft hatte, und angesichts der Tatsache, daß sie schon als Studentin vom damaligen Gutachter ihrer Diplomarbeit mit sexuellen Attacken bedacht wurde, graut ihr davor, sich zum dritten Mal einer so demütigenden Gratwanderung auszusetzen, die Jahre dauern kann. Um sich selbst ihr Ausscheiden als nicht endgültiges, vielleicht noch reversibles glaubhaft zu machen, gibt sie im Interview an, nur eine 'Pause' von der Uni machen zu wollen und ihre künstlerischen Neigungen

auszuloten – vielleicht fange sie danach an der Uni wieder an. Auch findet sie vorbeugend den gesamten Uni-Alltag ziemlich abstoßend, obwohl sie eben dort seit Jahren glänzende Leistungen erbracht hat, auf die sie stolz ist. Obwohl sie Anfang der 80er Jahre, als sie ausschied und das Interview stattfand, nur eine kleine Pause und einen gewissen Abstand von der anstehenden Habilitation beabsichtigte, ist sie bis heute nicht mehr an die Uni zurückgekehrt und wird es jetzt auch nicht mehr können. Zwar kann sie den – vorgeblich momentanen – Grund ihres Ausscheidens (gehäuften Erfahrungen mit sexuellen Erpressungen) benennen, unterschätzt aber selbst dessen psychische Auswirkungen auf sich. Sie selbst scheint ihre wissenschaftlichen Leistungen als ebenso gering zu achten wie ihre ehemaligen männlichen Gutachter, die sie in erster Linie als gefügiges Sexualobjekt sehen und weniger als Wissenschaftlerin und Kollegin anerkennen. Sie scheint in ihrem Selbstbild so irritiert, daß sie ihre wissenschaftlichen Arbeiten nicht der Fortführung für wert hält, obwohl sie Lust dazu hätte.

Ich will durch das beispielhafte Herausgreifen dieser beiden Fälle keineswegs behaupten, daß hinter jedem Ausstieg von Frauen aus einer wissenschaftlichen Ausbildung oder Karriere stets und notwendig sexuelle Übergriffe stehen *müssen*. Wir kennen inzwischen eine Menge anderer und zusätzlicher Gründe, wie z.B. extreme fachliche Isolierung, mangelnde Unterstützung und Förderung, rigide Altersgrenzen auf Qualifikationsstellen, Verweigerung von Begutachtung und Betreuung bestimmter Themen usw. Außerdem stecken viele Frauen bei sexuellen Übergriffen keineswegs zurück, sondern kämpfen, wie sie es auch bei anderen, nicht geschlechtsspezifischen Behinderungen tun. Mein Anliegen ist es vielmehr zu zeigen, daß es *Gründe* für Rückzug und Resignation auf Seiten von Frauen gibt, die nicht per se im weiblichen Sozialcharakter liegen und somit von vornherein als potentielle Schwäche vorhanden sind. Daß es Gründe *hinter* der Abkehr von dem Uni-Leben sind, die sehr konkret etwas mit den dortigen Erfahrungen zu tun haben. Auch wenn sexuelle Übergriffe nicht der einzige Grund für das Verschwinden von Frauen aus der Wissenschaft sind, so sind sie doch weniger exotisch, als bisher angenommen und sie signalisieren darüber hinaus eine wesentlich breitere Grauzone von verbalen und atmosphärischen Zweideutigkeiten, die für Frauen *aversiv* sind und für Männer *nicht* existieren. Hierin liegt

ganz einfach ein erhöhtes statistisches Risiko, das strukturell *alle* Frauen betrifft und überdies *nur* Frauen. Was sexuelle Übergriffe als möglichen Rückzugsgrund aufschlußreich macht, ist, daß das Phänomen einen Wirkmechanismus verdeutlicht, der das Selbstwertgefühl, das Selbstbewußtsein von der eigenen Leistungsfähigkeit und ihrer fairen Beurteilung affiziert: es bedeutet das Risiko der Entwertung des eigenen Selbstbildes (von konkreten Nachteilen wie Verlust der Betreuung, des Arbeitsthemas oder der Denunziation ganz zu schweigen). Das – kulturell bereitstehende – Frauenbild, das bei betroffenen Frauen nach einer solchen Erfahrung gegen ihren Willen aktualisiert wird, ist das der Beobachteten, des durch einen fremden Willen taxierten Objekts sowie das Klischee vom Weibchen, das nicht durch Leistung, sondern durch sexuelle Unterwerfung avanciert. Das Verlassen dieses beschämenden Blickfeldes scheint als 'saubere' Lösung und zumindest insofern akzeptabel, als sowohl der Definitionsmacht des beschmutzenden Blickes als auch dem Risiko, von einer breiteren Öffentlichkeit ebenso gesehen zu werden, entkommen werden kann – qua eigener Entfernung. Sexuelle Übergriffe auf Frauen sind die extreme, handlungsbezogene Zuspitzung eines allgemeineren Wahrnehmungsklimas, das die Minderheit der Frauen an diesen Orten immer noch mit anderen Bildern befrachtet und konfrontiert als die Gruppe der männlichen Studierenden und männlichen Wissenschaftler. Dieses Klima ist an manchen Instituten und Fakultäten schon fast verschwunden. An anderen ist es noch ungebrochen, ermutigt die Täter und entmutigt die potentiell Betroffenen.

Ich hatte anfänglich von einem ganzen Bündel von Faktoren gesprochen, die die Unterrepräsentanz von Frauen in den Wissenschaften bedingen. Ich habe zwei Stränge aus diesem Bündel näher zu beleuchten versucht, sowohl auf seiten der Männer wie auf seiten der Frauen. Meine Vorstellung vom Zusammenwirken und dem Sichgegenseitig-Stützen dieser Faktoren ist ein kumulatives, zuweilen auch multiplikatives. Mein Plädoyer geht in die Richtung, aus diesem Cumulus, diesem verknäulten Haufen einige stützende Elemente gezielt herauszugreifen und ihre Funktion öffentlich zu benennen, d.h. sichtbar zu machen. Da die Machtfrage zur Zeit immer noch im Verhältnis von mindestens 85:15 eindeutig geregelt ist, müssen zumindest die erkennbaren Mechanismen des Machtgefüges angreifbar gemacht werden.

Literatur

- Großmaß, Ruth. (1995). Psychische Folgen sexueller Übergriffe auf Studentinnen. In: Zentrale Studentenberatung (ZSB) der Universität Bielefeld (Hrsg.), ZSB-Jahresbericht, S. 13-24.
- Kerner, Charlotte. (1990). Lise, Atomphysikerin. Die Lebensgeschichte der Lise Meitner. Weinheim.
- Leitner, Gerit von. (1993). Der Fall Clara Immerwahr. Leben für eine humane Wissenschaft. München.
- Rife, Patricia. (1990). Lise Meitner. Ein Leben für die Wissenschaft. Düsseldorf.
- Sayre, Anne. (1975). Rosalind Franklin and DNA. Norton, New York.
- Schmerl, Christiane. (1996). Der Herr der Bilder. Über den Einsatz von Bild und Geschlecht in der Wissenschaft. In: Ruth Großmaß & Christiane Schmerl (Hrsg.), Leitbilder, Vexierbilder und Bildstörungen (S. 57-101). Frankfurt.
- Schmerl, Christiane; Bock, Ulla & Braszeit, Anne. (1983). Innenansichten vom Herrenhaus. Frauen im Gebäude der Wissenschaft. In: Ulla Bock; Anne Braszeit & Christiane Schmerl (Hrsg.), Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie (S. 170-206). Frankfurt.
- Sime, Ruth Lewin. (1996). Lise Meitner – A Life in Physics. Berkeley.
- Stephan, Inge. (1989). Das Schicksal der begabten Frau im Schatten berühmter Männer. Stuttgart.
- Trbuhovic-Gjuric, Desanka. (1983). Im Schatten Albert Einsteins. Das tragische Leben der Mileva Einstein-Maric. Bern.
- Troemel-Ploetz, Senta. (1990). Mileva Einstein-Maric. Die Frau, die Einsteins mathematische Probleme löste. Basler Magazin vom 21.4.1990.
- Watson, James D. (1969). Die Doppel-Helix. Ein persönlicher Bericht über die Entdeckung der DNS-Struktur (1993). Reinbek.